

A close-up portrait of an elderly man with white hair, looking slightly to the right. He is wearing a dark polo shirt. The background is a blurred bookshelf.

Saul  
Friedländer  
*Wohin die  
Erinnerung führt*  
Mein Leben

*C.H.Beck*



Saul Friedländer

*Wohin die  
Erinnerung führt*

Mein Leben

*Aus dem Englischen übersetzt von  
Ruth Keen und Erhard Stölting*

C.H.BECK

Mit 26 Abbildungen

1. Auflage. 2016

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2016

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: © Isolde Ohlbaum, München

ISBN Buch 978 3 406 69770 8

ISBN eBook 978 3 406 69771 5

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel  
sowie versandkostenfrei auf unserer Website

[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de).

Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere  
Informationen.

*Für Orna*



# Inhalt

- 9 | Prolog
- 13 | ERSTER TEIL:  
ORTSWECHSEL
- 15 | ERSTES KAPITEL: Nirah  
37 | ZWEITES KAPITEL: Paris  
56 | DRITTES KAPITEL: Schweden  
68 | VIERTES KAPITEL: Neue Horizonte  
89 | FÜNFTES KAPITEL: Genf  
110 | SECHSTES KAPITEL: Tumulte
- 135 | ZWEITER TEIL:  
DER GESCHEITERTE TRAUM
- 137 | SIEBTES KAPITEL: Die nahenden Schritte des  
Messias  
159 | ACHTES KAPITEL: Hybris  
172 | NEUNTES KAPITEL: Sühne  
185 | ZEHNTE KAPITEL: Der Berg des Segens

213 | DRITTER TEIL:  
DEUTSCHLAND

215 | ELFTE KAPITEL: Die Unfähigkeit zu trauern  
234 | ZWÖLFTE KAPITEL: Berlin

255 | Vierter Teil:  
AMERIKA

257 | DREIZEHNTE KAPITEL: Ein Gefühl von Exil?  
281 | VIERZEHNTE KAPITEL: Dilemma  
299 | FÜNFZEHNTE KAPITEL: Die Zeit, die bleibt

317 | ANHANG

319 | Dank  
321 | Abbildungsnachweis  
323 | Personenregister



## Prolog

Wie sagt man «Auberginen» auf hebräisch? Ich habe in meinem Leben Hunderte, wenn nicht Tausende Gerichte mit «Auberginen» gegessen, besonders in Israel, und plötzlich war das Wort verschwunden. Seltsamerweise fiel mir sofort die englische Entsprechung ein: *eggplant*. Aber nicht um das englische Wort ging es mir, es war die Suche nach dem hebräischen, die mich wach hielt.

Unsere letzte Nacht in Paris. Einige Tage zuvor, im Oktober 2012, hatten wir meinen achtzigsten Geburtstag gefeiert. Am nächsten Tag wollten wir nach Los Angeles zurückfliegen. Wir hatten in einem kleinen Restaurant in der Nähe des Hotels eine «salade d'aubergines» zu Abend gegessen, und jetzt, weit nach Mitternacht, grübele ich noch immer vor mich hin. Ich bemerke, daß meine Frau irgendwie halb erwacht ist. «Wie heißt der Salat, den wir gestern abend gegessen haben, auf hebräisch?» *Hatzilim*, bringt Orna im Halbschlaf flüsternd heraus. Natürlich, *hatzilim*! Was bin ich erleichtert! Jetzt kann ich endlich einschlafen. Verdammte! Wie hieß noch gleich das englische Wort, das ich so schnell parat hatte? Ach ja: *eggplant*. So fühlten sich wahrscheinlich die Holländer, wenn sie Meerwasser abgepumpt und ein weiteres Stück Land dazugewonnen hatten: Ein Sieg über die Natur!

Ein Erinnerungsbuch mit einer kleinen Geschichte über Gedächtnisverlust zu beginnen, mag wie ein Scherz anmuten. Aber es ist kein Scherz; es beschreibt ein reales Problem, mit dem man trotz allem umgehen kann, wie ich am Ende dieses Prologs erläutern werde.

Vor neununddreißig Jahren habe ich *Wenn die Erinnerung kommt* veröffentlicht, die Memoiren meiner Kindheit und frühen Jugend, die sich meinen ersten Lebensjahren in Prag, der Kriegszeit in Frankreich, meiner Adoleszenz in Paris und meinem Aufbruch nach Israel im Juni 1948 widmen. Kleine Eindrücke aus späteren Jahren, bis 1977, hatte ich ebenfalls eingefügt.

Auf diesen Seiten habe ich nun Ereignisse aufgegriffen, die ich damals nur flüchtig oder zumeist gar nicht erwähnt hatte; sie umfassen den Zeitraum zwischen meiner Rückkehr als Student nach Paris 1953 und dem Jahr vor Erscheinen meiner frühen Memoiren 1977. Danach erstreckt sich der Bericht bis zum heutigen Tage (2015). Da dieser Text häufig auch meine Reaktion auf öffentliche Vorgänge behandelt, mitunter auch meine Beteiligung an ihnen, habe ich mich um der Übersichtlichkeit willen zu einer mehr oder weniger chronologischen Erzählweise entschieden. Es fügte sich, daß die wesentlichen Zusammenhänge, die ich hier schildern werde, tatsächlich aufeinander folgten; somit entspricht der Text einem zeitlichen Ablauf, wie er auch stattgefunden hat.

Zunächst kommen die «Lehrjahre», in denen ich auf der Suche nach einer Identität und einer «Berufung» von Ort zu Ort, von Land zu Land ziehe. Im zweiten Teil geht es um Israel in der Zeit nach meiner allerersten Ankunft, dann ab etwa 1967 – als ich anfang, in Jerusalem zu lehren – bis zu den frühen achtziger Jahren und, nicht mehr ganz so eingehend, in den Jahren danach. Es folgt Deutschland, mit Erinnerungsstücken meiner frühen Jahre bis heute,

hauptsächlich aber, wie es mir in den achtziger Jahren begegnete. Der vierte Teil wendet sich dann dem Leben in den Vereinigten Staaten zu.

Kein Leben verläuft in derart säuberlich unterscheidbaren Abschnitten. Themen, die während einer bestimmten Phase im Vordergrund standen, können durchaus in allem, was später kommt, eine Rolle spielen. Ganz besonders in diesen Erinnerungen sind die wichtigsten Themen – möglicherweise nicht ganz so sehr, was die amerikanische Erfahrung betrifft –, durchgehend miteinander verwoben. Kurzum, die Abschnitte entsprechen Pointierungen eines zentralen Themas während eines bestimmten Zeitraums, Pointierungen, die oft innerhalb eines Zusammenhangs von einzelnen Vorfällen des alltäglichen Lebens erzählt werden.

Dieses Buch zeigt, wie sich der Einfluß der Shoah (des Holocausts) zuerst und vor allem auf mein Leben und auch auf meine Reaktionen auf Israel, auf Deutschland und schließlich auch auf Amerika auswirkt. Im Verlauf meiner Darstellung gewinnt das Schreiben und Lehren von Geschichte, besonders der Geschichte des Holocausts, immer mehr an Bedeutung, was mein Lebenswerk ja auch im wesentlichen ausmacht. Damit erscheint das Schreiben der Geschichte dieser historischen Epoche und, in meinem Fall, der unumgängliche Zusammenhang von Erinnerung und geschichtlichen Abläufen als ein immer wiederkehrendes Thema in allen hier folgenden Teilen, sogar im ersten.

Über dieses zentrale Thema hinaus habe ich mich, umständehalber, mitunter intensiv mit Schauplätzen und Themen beschäftigt, die nach wie vor ein großes öffentliches Interesse auf sich ziehen; sie erscheinen hier in subjektiver Perspektive, aber so offen und aufrichtig wie möglich und zugleich so distanziert, wie ich es vermag. Ich beabsichtige dabei, dem Leser meine Zweifel, mein Ringen und mein Bedauern über die eine oder andere eingenommene Haltung oder Entscheidung mitzuteilen, und, schließlich, auch die anfäng-

lichen Irrtümer und die richtigen Intuitionen, die dem Prozeß der historischen Darstellung innewohnen.

\*

Ich habe mit der Aufzeichnung dieser Erinnerungen nach meinem einundachtzigsten Geburtstag begonnen, unter der ständigen Gefahr eines sporadischen Gedächtnisverlusts. In meinem Alter ist jedoch das Langzeitgedächtnis vorhanden, das normalerweise sogar an Klarheit gewinnt, während das Kurzzeitgedächtnis hin und wieder lückenhaft ist. Um den Schaden seitens dieses unerbittlichen Prozesses zu begrenzen, habe ich mir von den allerjüngsten Ereignissen Notizen gemacht und einige davon in den Text eingefügt. Darum blitzt zuweilen mitten in der Beschreibung vergangener Themen plötzlich etwas unmittelbar Gegenwärtiges auf, auch, um Momente ferner Jahre, indem sie neben zusammenhängende, aber doch ganz heutige Vorgänge gestellt werden, in ein neues Licht zu rücken.

ERSTER TEIL

# Ortswechsel\*

\* eine Hommage an David Lodge



## Nirah

«Sehr geehrter Herr, wenn dieser Brief Sie erreicht, werde ich Paris in Richtung Palästina verlassen haben ...» So begann der Brief, den ich in den ersten Tagen des Juni 1948 meinem Vormund Isidore Rosemblatt schickte. «Wahrscheinlich wird Sie dies verwundern, aber sorgen Sie sich nicht: Ich fahre mit einer Gruppe von *Betarim* [Mitgliedern der rechtsgerichteten Betar-Jugend, die Menachem Begins teilweise im Untergrund operierendem *Irgun* nahestand], bin also in völliger Sicherheit. Vor allem alarmieren Sie nicht die Polizei oder irgendeine Organisation dieser Art; es würde nur weitere Probleme schaffen und auch nichts nützen, denn wenn Sie diese Nachricht erhalten, werde ich schon auf dem Schiff sein.

Seien Sie unbesorgt, was meine Onkel dazu sagen könnten, denn noch bevor Sie ihnen überhaupt schreiben könnten, bin ich schon bei ihnen, und bestimmt wird mein Kommen sie nicht sonderlich verärgern.

Wenden wir uns nun den praktischen Dingen zu: Ich habe meine gesamte Wäsche sowie meinen grauen Anzug, meinen beige Anzug und die Lederjacke in meinem Rucksack mitgenommen. Vor der Abreise habe ich den gelben Koffer, die Aktentasche und die Schulbücher zu einem Freund gebracht, der sie Ihnen so bald wie möglich zurückgeben wird.

Ich möchte Sie außerdem bitten, das *lycée* davon zu unterrichten, daß ich die Anstalt verlasse und nicht zum *baccalauréat* antreten

werde [dem ersten Teil der Abschlußprüfungen am Ende der elften Klasse des Gymnasiums]. Damit wäre alles geregelt.

Sobald ich ankomme, werde ich Ihnen ausführlich schreiben; ich hätte mich gern verabschiedet und persönlich bei Ihnen für alles bedankt, das Sie für mich getan haben, aber ich fürchtete, dies hätte meiner Abreise im Wege stehen können. Bitte fassen Sie es jedenfalls nicht als Undankbarkeit meinerseits auf. Indem ich darauf warte, Sie in Palästina wiederzusehen, küsse ich Sie herzlich, Paul. [Paul war mein ursprünglicher Name; Saul wurde ich bei meiner Ankunft in Israel, SF.]

P.S. (sehr wichtig): Bitte seien Sie so freundlich, meine Unterbringungskosten für das dritte Quartal zu bezahlen, da man sonst 1 Paar Bettlaken, 2 Hemden, 2 Unterhosen und 2 Paar Socken nicht zurückgeben wird, die ich im *lycée* gelassen habe.»

Am 5. Juni, zwei Tage, nachdem ich diesen Brief abgeschickt hatte, schrieb der Direktor des Lycée Henry IV in Paris (in dessen Internat ich wohnte) an meinen Vormund: «Sehr geehrter Herr, ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, daß der junge Friedländer, ein Internatsschüler der Eins A [11. Klasse, altsprachlich], gestern nachmittag um halb fünf das Lycée heimlich über den Ausgang der Externen verlassen hat. Unseren Nachforschungen zufolge beabsichtigt er, sich den jüdischen Streitkräften in Palästina anzuschließen.

Bitte gestatten Sie mir, bei dieser Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß die Gebühren für das Vierteljahr von April bis Juni noch nicht bezahlt sind. Bitte nehmen Sie meine ergebensten Grüße entgegen ... P. Camenen, Schulleiter.»

Nachrichten verbreiten sich rasch.



So kam es, daß ich im Juni 1948, wenige Wochen nach der Gründung des Staates Israel, den Boden des neuen Landes betrat. Einer meiner Onkel mütterlicherseits, Paul Glaser, den ich anrufen konnte, nahm mich auf. Paul wohnte in Nirah, einem kleinen Dorf in der Scharonebene, in der Nähe von Natanya. Zuwanderer aus Prag und anderen tschechischen Städten hatten das Dorf gegründet, die wie mein Onkel 1939 nach Palästina emigriert waren, zu der Zeit, als die Deutschen den tschechischen Teil der Tschecho-Slowakei besetzten (der Bindestrich war 1938, nach dem Münchner Abkommen, hinzugefügt worden).

Im selben Jahr gingen auch meine Eltern mit mir, dem damals sechsjährigen Buben, fort aus Prag und fuhren nach Frankreich. Wir verließen ein sinkendes Schiff, um ein anderes sinkendes Schiff zu besteigen – obwohl das damals niemand hatte wissen können. Die eindringenden Deutschen bereiteten dann unserer unsicheren Existenz in Paris zwischen April 1939 und Juni 1940 ein rasches Ende. Ich weiß nicht, wie meinem Vater das Unmögliche gelang: meiner Mutter und mir zwei Sitzplätze in einem Zug, der Anfang Juni in Richtung Süden abfuhr, und einige Tage später eine Platzkarte für sich selbst zu besorgen. Es muß ihn ein Vermögen gekostet haben.

Wir schafften es in jenen Teil Frankreichs, der zur «nicht-besetzten» Zone wurde, und ließen uns in einem kleinen Kurort nieder, dem der Krieg seine Gäste genommen hatte: Nérís-les-Bains. Die Einwohner waren geblieben, aber bald ersetzten Flüchtlinge, hauptsächlich Juden, die üblichen Kurgäste. Einige Juden waren Franzosen, die anderen jedoch in ihrer Mehrzahl Ausländer. Später würde der Unterschied zwischen den beiden Gruppen zu einem zwischen Leben und Tod werden.

Als im Sommer 1942 auch in unserer Zone ausländische Juden zu-

sammengetrieben wurden, versteckten mich meine Eltern mit Hilfe katholischer Freunde im unweit gelegenen Montluçon in einem katholischen Internat, während sie versuchten, die Grenze zur Schweiz zu überqueren. Sie wurden von den Schweizern verhaftet, an die Franzosen ausgeliefert und von denen an die Deutschen übergeben, im November 1942 nach Auschwitz gebracht und ermordet. Die französischen Juden waren vogelfrei, aber den meisten gelang es, unterzutauchen; die ausländischen Juden waren wandelnde Tote.

Wie ich schon vor fast vier Jahrzehnten schrieb, wurde ich im Internat getauft und zum überzeugten Katholiken. Anfang 1946 wirkte der Vormund, den meine Onkel (die drei Brüder meiner Mutter) eingesetzt hatten, von den Nonnen meine Entlassung. Zunächst wurde ich Internatsschüler im ländlichen «collège» Saint Amand-Montrond, einer kleinen Stadt in Zentralfrankreich. Nach einem Jahr wechselte ich, wieder als Internatsschüler, ans Lycée Henri IV in Paris. Währenddessen verlor ich meinen katholischen Glauben, wurde ein paar Monate lang Kommunist und danach Zionist.

Von meinem Pariser Lycée aus verfolgte ich leidenschaftlich die Entwicklungen in Palästina und faßte bald den Entschluß, anstelle der ersten Prüfung zum *Baccalauréat* mich irgendwie nach *Eretz Israel* durchzuschlagen. Am 15. Mai 1948 erfolgte die offizielle Gründung des Staates Israel, in den die Armeen der benachbarten arabischen Staaten sofort einmarschierten. Seine Überlebenschancen waren gering; ich wollte kämpfen. Nachdem mich eine zionistische Jugendorganisation aus Altersgründen abgelehnt hatte, fälschte ich das Geburtsdatum auf meinem Ausweis von 1932 auf 1930 und wurde vom *Betar* genommen, der Jugendorganisation des rechtsgerichteten Irgun. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, wer sie waren und welche Ziele sie verfolgten, aber auf die Frage: «Was wollen wir?», wiederholte ich eine Losung, die mir ein Freund aufzusagen empfohlen hatte: «Beide Ufer des Jordan.» Das genügte. Aber was zum Teufel hieß eigentlich «beide Ufer des Jordan»?

Nachdem ich von der Organisation eine Nachricht erhalten hatte, verließ ich Anfang Juni «unauffällig» das Lycée, ging zu Fuß zur Gare de Lyon und stieß dort zu meiner Gruppe. Wir gelangten nach Marseille und dann zum nahegelegenen Port-de-Bouc. Nach einer Wartezeit von zwei Tagen bestiegen wir die «Altalena», einen umgebauten, jetzt unter panamesischer Flagge fahrenden «Liberty»-Frachter und Veteranen der Landung der Alliierten in der Normandie, den amerikanische Unterstützer des Irgun gekauft hatten. Mit 900 Gefährten und Hunderten von Tonnen Waffen, die die französische Regierung gespendet hatte, fuhr ich los. Zum ersten Mal im Leben sah ich das Meer.

Für David Ben-Gurion, inzwischen Premierminister Israels, war die Irgun eine terroristische Gruppe. Er fürchtete, die Ankunft weiterer Kämpfer und Waffen könnte einen Aufstand entfachen. Von den Führern dieser Bewegung verlangte er daher, sie sollten verhindern, daß die Altalena in See steche, solange sie noch in Port-de-Bouc vor Anker lag. Menachem Begin, der Kopf der Irgun, wollte eine Konfrontation vermeiden und lenkte ein, aber Heißsporne in Paris setzten sich über seinen Befehl hinweg; das Schiff legte ab und nun, am 20. Juni 1948, lagen wir unweit der Küste Israels vor Anker. Keiner von uns wußte, wie es weitergehen würde.

Am Strand von Kfar Vitkin – wo die Altalena Berge von Waffen und Munition löschte und die meisten ihrer Passagiere (darunter auch ich) von Bord gingen – standen israelische Militäreinheiten bereit, die ein paar Stunden später, nachdem ein Ultimatum für die Übergabe des Schiffes abgelaufen war, das Feuer eröffneten. Das Schiff fuhr nach Tel Aviv weiter, und wir wurden in ein Lager des Irgun gebracht. Am Ende dieses dramatischen Tages hatte sich der Irgun aufgelöst. Für mich bedeutete es das Ende dieses Abenteuers. Mein Onkel Paul, den ich, wie erwähnt, am Telefon hatte erreichen können, holte mich ab. Gegen meinen ursprünglichen Plan, zur Armee zu gehen, zog ich zu ihm nach Nirah.

Das Schiff wurde von der Artillerie bei Tel Aviv versenkt. Sechzehn der an Bord verbliebenen Passagiere kamen dabei um, einige von ihnen bei dem Versuch, ans Ufer zu schwimmen. Noch zwei Jahre lang, glaube ich, konnte man den mächtigen Rumpf aus dem seichten Wasser aufragen sehen, wenn man am Strand von Tel Aviv spazierenging. Dann wurde die Altalena abgeschleppt und verschrottet.

In meinem ersten Memoirenbuch habe ich das Leben in Nirah und seine Bewohner wohl etwas zu idyllisch dargestellt. So entsprach es meiner damaligen Wahrnehmung. Ich habe auch nicht viel über meinen Onkel Paul gesagt, der 1939 auf direktem Weg von Prag aus dort eingetroffen war. Paul hatte vor 1938 in Rochlitz an der Isar, im Riesengebirge, wo die Glasers lebten, die Textilfabrik der Familie geleitet; nach seiner Ankunft in Nirah übernahm er dort die Leitung einer sehr kleinen Fabrik, die hauptsächlich Tarnnetze für die Briten und, nach 1948, für die israelische Armee herstellte.

Paul war das älteste der Glaser-Geschwister und mit Anfang fünfzig ein im Laufe der Jahre recht griesgrämig gewordener Jungeselle. Wahrscheinlich empfand er mich damals nach einer Weile als Last; er verfrachtete mich in eine Landwirtschaftsschule, wo ich einen Beruf erlernen sollte, der für mein neues Leben nützlich wäre. «Wir hatten schon genug Intellektuelle in der Familie», pflegte er zu sagen (ich vermute, daß er damit meinen Vater meinte, und obwohl ich mich jedesmal über seine Bemerkung ärgerte, hielt ich den Mund).

Ben Schemen – wie die Schule hieß – war eine hervorragende technische und landwirtschaftliche Lehranstalt, aber was immer man dort an Handwerken unterrichtete, für nichts hatte ich das geringste Talent: Offensichtlich war ich mit zwei linken Händen gesegnet. Zudem war es mein leidenschaftlicher Wunsch, wieder eine normale Oberschule zu besuchen. Mein Onkel ließ sich jedoch durch mein Flehen nicht erweichen. So beschloß ich etwas später,

auch auf das Risiko hin, abgelehnt zu werden, auf eigene Faust bei Shaul Levin vorzusprechen, dem Direktor des Gymnasiums in Natanya. Levin ließ sich rasch überzeugen, sprach mit meinem Onkel, und im Frühjahr 1949 kam ich in die 11. Klasse des Shaul-Tschernichovsky-Gymnasiums. Bis heute bin ich Levin dafür dankbar.

Meine Beziehung zu Onkel Paul wurde nicht besser. Irgendwann im Jahr 1950 unterzog er sich am Hadassah-Krankenhaus in Jerusalem einer Prostataoperation; es folgten Komplikationen und Inkontinenz, was ihn verständlicherweise zu einem zunehmend unleidlichen Mitmenschen machte. Etwa zwei Jahre später trat eine Urämie auf, die offenbar paranoide Wahnvorstellungen verursachte: Er gewann die Überzeugung, daß ich sein Geld verschwendet hatte und ihm gegenüber feindselige Absichten hegte. Zum Glück war ich damals in der Armee und lebte nicht mehr in Nirah.

— 2 —

Während Israel gerade seinen «Unabhängigkeitskrieg» gewann, erschütterten folgenschwere Ereignisse meine Heimatstadt Prag: Mit Unterstützung der Sowjetunion kamen die Kommunisten an die Macht. Bald verließ eine Flüchtlingswelle das Land und Tausende tschechischer Juden trafen in Israel ein, manche von ihnen in unserem Dorf. Es waren sogar Verwandte darunter, die mein Onkel bei sich aufnahm.

Damals auch, im Frühjahr 1949, erhielt ich unerwarteten Besuch. Inzwischen habe ich vergessen, wie mein Besucher aussah und welchen Namen er mir nannte. Ich erinnere mich nur, daß er auf einem schweren Motorrad angefahren kam. Er bat mich, ihm zu folgen, und nachdem er sich vergewissert hatte, daß uns niemand hören konnte, eröffnete er mir, daß er für die Regierung arbeite. Das bedeutete offensichtlich, daß er mit den Sicherheitsorganen zu tun hatte.

«Du bist auf der Altalena angekommen», sagte er ohne Umschweife. «Das ist nicht gut. Wenn dir daran liegt, die Scharte auszuwetzen, mußt du uns helfen. Unter den neuen «Olim» (Einwanderern) aus der Tschechoslowakei sind auch kommunistische Agenten. Ich möchte, daß du ihre Gespräche mithörst und mir alles berichtest, was dir verdächtig vorkommen könnte.» Er gab mir seine Adresse – die nicht weit entfernt war, wenn man den Bus nahm – und fuhr wieder davon.

Ich begriff, daß ich, wenn ich meine Ursünde abbüßen, wenn ich ein richtiger Israeli werden wollte, einer, der nicht mit dem Altalena-Virus infiziert wäre, ausspähen und berichten mußte. Ich tat es ...

Vielleicht fragen Sie sich, wie der Möchtegern-Informant auf Tschechisch geführte Unterhaltungen belauschen konnte. Mein Tschechisch war binnen zwei oder drei Wochen, in denen ich die Sprache den ganzen Tag hörte, wieder zurückgekehrt, wie es mir zuvor auch mit Deutsch ergangen war. Mein Auftrag endete jedoch bald, nachdem ich völlig nutzlose Details übermittelt und meine komplette Unfähigkeit auf diesem Gebiet bewiesen hatte. Aber ausgespäht hatte ich gleichwohl, und obwohl ich damals erst sechzehn und gänzlich desorientiert war, habe ich es bis heute nicht verwunden.

\*

Meine Bereitwilligkeit zu «beobachten» läßt sich damit erklären, daß ich unbedingt jener Gemeinschaft angehören wollte, der ich mich so begeistert angeschlossen hatte. Doch vermutlich wurzelte dieses Bedürfnis sogar noch tiefer: Nach dem Verschwinden meiner Eltern (ich sollte hinzufügen, daß ich Einzelkind war) machte ich mir meine neue Identität – den Katholizismus und das Internat, das mich versteckte – mit der ganzen Inbrunst eines Zehnjährigen zu eigen, verzaubert von einem Kollektiv, das stark, beschützend und hegend war. Einmal, ganz am Anfang, riß ich aus, wurde aber wieder zurückgebracht und gab den Widerstand auf; schließlich unter-

warf ich mich ganz und gar. Die Nonnen waren überzeugt davon, daß mich mein weiterer Weg zum Priestertum führen würde.

Aber nachdem ich Anfang 1946 das Internat verlassen und kurze Zeit mit dem Kommunismus geliebäugelt hatte, fand ich eine andere Gemeinschaft, eine, die noch verlockender war und zu der ich mich unwiderstehlich hingezogen fühlte. Ich verschrieb mich der Idee Israels und dem Traum, in diese Gemeinschaft vollständig aufgenommen zu werden. Angesichts dessen hätte die Ankunft auf der Altalena als Sünde erscheinen können, die vergeben werden mußte; schließlich hatte ich mit eigenen Augen gesehen, daß wir nicht willkommen waren und der Irgun aufgelöst worden war.

Trotz meiner anfänglichen Begeisterung, im «Land meiner Ahnen» Wurzeln zu schlagen, drängte es mich immer mehr, nach Frankreich zurückzukehren – zumindest für eine gewisse Zeit. Ich verstand damals noch nicht (und begriff es erst Jahre später), daß, so sehr ich mich danach sehnte, einer Gemeinschaft anzugehören, ich mich zugleich davor fürchtete: Während des Krieges wußte ich, daß das katholische Milieu, dem ich mich assimiliert hatte, eigentlich nicht das meine war und man mich wieder ausschließen, vielleicht sogar an ein lebensgefährliches «Anderswohin» ausliefern könnte, wenn ich mich nicht «corps et âme» (mit Leib und Seele) anpaßte. Meine Unterwerfung war aufrichtig, aber es kann mir zugleich nicht vollständig entgangen sein, daß sie mein Überleben garantierte.

In den Jahrzehnten, die folgten, sollte dieses Hin und Her zwischen zwei entgegengesetzten Triebkräften – glühendes Zugehörigkeitsgefühl auf der einen, ständige Rückzugsmanöver auf der anderen Seite – mein Leben weitgehend bestimmen. Wahrscheinlich lehrte ich auch aus diesem Grunde während meiner Universitätskarriere fast immer in zwei Ländern gleichzeitig. Ich habe nie ein überzeugendes Argument gefunden, das dieses seltsame Muster erklären konnte.

Also strengte ich mich während dieser ersten Jahre in Israel gewaltig an, mit Haut und Haaren Israeli zu werden. Ich war Jahrgangsbester meiner Oberschule, arbeitete als Bote für das Außenministerium, war ein halbes Jahr lang Zivilangestellter in der Armee und diente weitere zweieinhalb Jahre in derselben streng geheimen Einheit des Nachrichtendienstes («Intelligence 2», dem frühesten Vorläufer dessen, was später Unit 8200 werden sollte, das israelische Gegenstück zur NSA).

Dessen ungeachtet wuchs in mir weiter der Drang, nach Frankreich zurückzukehren. (Während meines Militärdienstes hatte ich aus dem Gedächtnis eine Karte der Pariser Métro gezeichnet und sie auch teilweise ordentlich hinbekommen.) Diese nostalgische Sehnsucht nach Frankreich nahm mitunter merkwürdige Formen an. Als zum Beispiel in einem Dokumentarfilm die «piscine Deligny» (das Schwimmbad Deligny, möglicherweise das berühmteste in Paris) gezeigt wurde, überfiel mich ein dermaßen heftiges Heimweh, daß ich mich bis heute lebhaft daran erinnere. Da ich nie in diesem Schwimmbad gewesen war – und auch sonst in keinem anderen (außer als Fünfjähriger in Prag), denn ich hatte nie schwimmen gelernt –, war diese Reaktion besonders absurd.

Die Erklärung, die ich für meine Rückkehr nach Frankreich parat hatte, war immerhin einleuchtend: Das politikwissenschaftliche Lehrangebot war damals besser in Paris als an der Hebräischen Universität in Jerusalem.

– 3 –

Meine kulturelle Identität ist während meines ganzen Lebens mehr oder weniger französisch geblieben. Anlässlich des 65. Geburtstags meines deutschen Verlegers Wolfgang Beck im Jahr 2006 erschien eine Festschrift mit dem Titel *Ein Buch, das mein Leben verändert hat*, zu dem die meisten beteiligten Autoren entsprechend einen



kurzen Essay über die Bücher beitragen, die ihr Leben nachhaltig beeinflusst hatten. Ich erwähnte eingangs in meinem Text – ohne groß darüber nachgedacht zu haben –, daß ich die «großen Bücher», die ich lese und immer wieder lese, wie zum Beispiel Prousts *Recherche* oder Flauberts *Éducation*, nicht behandeln wolle, statt dessen aber einen schmalen Roman, der die Traumlandschaften meiner Generation und jener vor ihr geprägt hat: Alain-Fourniers *Le Grand Meaulnes*. Mir war nicht einmal aufgefallen, daß ich mich im ersten Absatz meines Beitrags auf drei Bücher bezog, die alle auf ihre Weise durch und durch französisch waren.

In meinem Essay war es die Grundschule Sainte-Agathe – von der aus der Erzähler und die Hauptfigur Meaulnes zu ihrem traumähnlichen Abenteuer aufbrechen –, die zu meinem ganz eigenen «Erinnerungsort» wurde. Sie schien mir das Vorbild für meine «École communale» zu sein, die ich in Nérís-les-Bains zwei Jahre lang, vom Sommer 1940 bis 1942, besucht hatte (ein halbes Jahrhundert nach Meaulnes). Um diesen Aspekt zu betonen, nannte ich meinen Text «L'École communale». Wie Sainte-Agathe, und wahrscheinlich die Schulen in ganz Frankreich, umfaßte meine *école* ein langgezogenes Gebäude, das in drei Abschnitte unterteilt war: *la petite classe* (die Unterstufe), *le cours moyen* (die Mittelstufe) und *le cours supérieur* (die Oberstufe); vor dem Gebäude lag ein großer Schulhof, von dem ein Teil überdacht war (*le préau*); man mußte den Hof überqueren, um ans Tor und auf die Straße zu gelangen.

Ich erreichte den «cours supérieur» nicht mehr, aber in der «petite classe» und im «cours moyen» wurde ich unwiderruflich französisch. Nichts war (jedenfalls zur damaligen Zeit) hegemonialer als das französische Schulwesen; es führte einen, ob man wollte, oder nicht (und ich wollte unbedingt) Schritt für Schritt hin zu einer einzigartigen Wahrnehmungs- und Ausdrucksweise. (Heute schreibe ich, weil ich in den Vereinigten Staaten lebe, aus praktischen Erwä-

gungen auf englisch, aber ich denke immer noch auf französisch – und würde mich auf französisch besser ausdrücken.)

Solche Anhänglichkeit an eine Kultur geht übrigens weit über die Schulerfahrung hinaus. Zumindest in meinem Fall war es so, daß ich mich in die Schönheit der französischen Sprache verliebte. Von Anbeginn, vielleicht bereits im zweiten Jahr der *école primaire*, aber ganz bestimmt im Internat, mußten wir zur Überprüfung unserer Fortschritte in Rechtschreibung wöchentlich eine *dictée* schreiben, ein Diktat. Für mich war die *dictée* ein besonderes Ereignis; ich liebte diese Texte, die einem Band ausgewählter literarischer Passagen entnommen waren und den perfekten Stil veranschaulichen sollten. Mir war es gleich, ob es sich um Jules Renards *Poil de Carotte* (*Rotfuchs*) oder Bossuets *Oraisons funèbres* handelte. Ich liebte einfach den Stil: «*Madame se meurt, Madame est morte.*» Das erinnert mich daran, daß Kafka für einen schönen französischen Stil ähnliche Liebe empfand, besonders jenem in Flauberts *Éducation sentimentale*; aus ihr zitierte er seiner Freundin Felice Bauer einzelne Sätze, Sätze, die er in ihrer Diktion und ihrer Struktur für vollkommen hielt.

Die Art, wie meine Erinnerungen Gestalt annehmen, erscheint mir weitaus rätselhafter, als ich es im Prolog dargestellt habe. Im Verlauf der letzten Monate habe ich bemerkt, wie mir mehr und mehr Wörter und vor allem Namen von Menschen, die ich gut kenne, entchwanden. Wie aber kommt es, daß diese Wörter und Namen, manchmal Tage später, nach einem «unnachgiebigen» Grübeln oder einfach so, ganz von selbst, wieder auftauchen? Sind also Wörter, die verschwinden, nicht vollständig gelöscht? Gibt es eine «Festplatte» des menschlichen Gedächtnisses? Gibt es verschiedene Ebenen des Löschens und verschiedene Methoden des Wiederherstellens? Und warum weiß ich, wenn ein vergessenes Wort wieder auftaucht, sofort, daß es das richtige ist?

Das Langzeitgedächtnis ist sogar noch merkwürdiger. Mit zunehmenden Jahren stelle ich fest, daß Gedichte, die ich wohl im Gymnasium auswendig gelernt und seither völlig vergessen habe, in makellosem Zustand wieder auftauchen (wenigstens in Teilen). So ist mir die erste Strophe aus Paul Valérys *Le Cimetière marin* («Der Friedhof am Meer») plötzlich vollständig präsent. Wo war sie über die letzten etwa siebenzig Jahre abgelegt? Und warum ist gerade sie zurückgekehrt, statt zum Beispiel Lamartines *Le Lac*, von dem hier und da nur ein vereinzelter Vers zum Vorschein kam?

Nicht weniger seltsam funktioniert das «traumatische Erinnern». Beim Lesen von Interviews mit Überlebenden der Shoah war Lawrence Langer aufgefallen, daß immer dann, wenn es dem Interviewer gelang, das Erzählen der «Standardgeschichte» eines Interviewpartners zu stören, ein plötzlicher Schwall chaotischer Erinnerungen durchbrach und eine Art «Tiefenerinnerung» die vorher aufgebauten Schutzmechanismen überspülte. Ich schätze, daß oftmals tiefe, traumatische Erinnerungen im Alter ganz von selbst wiederkehren, wie vergessene Gedichte. Sie führen vergessene Ängste mit sich.

Neben dem Französischen tauchten nach und nach auch wichtige Fragmente des Prager jüdisch-deutschen Erbes, das während des Kriegs für einige Jahre gänzlich verschwunden war, wieder auf und ließen sich nicht länger ignorieren. Diese früheste Identität verband sich irgendwie mit der israelischen; sie hat mich seitdem nie wieder verlassen, obgleich es Schwankungen gab. Das einzige kulturelle Umfeld, das offenbar keinen tiefen Eindruck hinterließ, ist das amerikanische, mit seiner zusätzlichen Note von Los Angeles. Diese Distanz ist in nichts beabsichtigt; wahrscheinlich erklärt sie sich aus der einfachen Tatsache, daß ich, als ich 1982 (mit fünfzig), zu meinem ersten längeren Aufenthalt und dann 1988 etwas seßhafter nach Los Angeles kam, zu alt war, um mir eine weitere Identität zuzulegen.

Der Prager-jüdische Anteil wurde zum «Leitimpuls» für *Wenn die Erinnerung kommt*, das hauptsächlich von meiner Kindheit und der Zeit meines Heranwachsens handelte; der Buchtitel stammt aus einem leicht modifizierten Zitat – «*Allmählich, wenn das Wissen kommt, kommt auch die Erinnerung ...*» – aus Gustav Meyrinks *Der Golem*, einer Art Schauerroman, den mein Vater liebte und von dem er eine prächtige Ausgabe mit Lithographien von Hugo Steiner-Prag besaß. Er nahm sie mit ins Exil. Im Buch dreht sich alles um den Zauber des jüdischen Prag, um die Labyrinth des Ghettos und jene nicht minder mysteriösen der Erinnerung und des Wissens. Als ich es später las, weckte es in mir die Sehnsucht nach einer Welt, von der ich sehr wenig wußte; es legte Spuren offen, die bislang verborgen waren. Es erinnerte mich an meinen Vater. Jahrzehnte später schrieb ich einen kleinen Text über Kafka; auch hier wurde, in einem gewissen Maße, das jüdische Prag wieder gegenwärtig.

Mein Prager Erbe war nicht nur Nostalgie. Als wichtigster Aspekt, einer, der mein Leben beeinflusste und vielleicht sogar rettete, erwies sich die vollständige Assimilierung meiner Eltern. Sie waren «nicht-jüdische Juden», um Isaac Deutschers Definition zu verwenden, was so weit ging, daß sie mich nicht beschneiden ließen. Während einer langen und schweren Krankheit (Diphtherie) im Internat hätte der Arzt, der mich pflegte, politisch auf wer weiß welcher Seite stehen können. Zum Glück gab es kein äußeres Anzeichen dafür, daß ich ein jüdischer Junge war, den man unter falschem Namen versteckte. Später, als ich nach Israel kam, störte mich dieses «Versäumnis». Der Arzt in Nirah, mit dem ich darüber sprach, bevor ich zur Armee ging, sagte mir, daß viele Einwanderer aus Mitteleuropa mein «Schicksal» teilten. Für alle Fälle nannte er mir den Namen eines Chirurgen. Ich nahm ihn nicht in Anspruch. Als ich mich bei meiner Musterung der medizinischen Untersuchung unterzog und später, während einiger Wochen in einem Militärkrankenhaus, schien sich niemand dafür zu interessieren.

Meine kulturelle Zugehörigkeit zu Israel zeigt sich über die Sprache. Zwei Jahre nach meiner Ankunft absolvierte ich erfolgreich die Abschlußprüfungen meiner Oberschule in Hebräisch. Dazu hatte ich den Tanach (die hebräische Bibel) und ein ganzes Kapitel aus dem Talmud lernen müssen (mit einem teilweise aramäischen Kommentar über verlorene und wiedergefundene Gegenstände). Das machte mir ebensoviel Vergnügen wie jemandem mit Pollenallergie ein Frühlingsspaziergang durch einen Blumengarten; aber ich fügte mich und bestand die Prüfungen.

Sowohl meine erste als auch meine zweite Frau sind in Israel geboren, und während beider Ehen haben wir von 1959 bis heute (2015) daheim und auch mit den Kindern (und einigen der Enkelkinder) hebräisch gesprochen. Mehrere Jahrzehnte lang habe ich – erst an der Hebräischen Universität von Jerusalem und dann an der Universität Tel Aviv – ausschließlich auf hebräisch unterrichtet und meinen Alltag in Israel naturgemäß auf hebräisch geführt. Aber – und es gibt dieses kleine «aber» – ich habe Bücher nie gern auf hebräisch gelesen und auch nie ein Buch auf hebräisch geschrieben. Und so seltsam es klingt, ganz gleich, ob ich auf hebräisch oder englisch unterrichte, meine Stichpunkte schreibe ich nach wie vor auf französisch.

\*

Ein letztes Element fehlt noch in meinem kulturellen Profil: Spuren von Katholizismus. Wie ich schon andeutete, wurde ich nach anfänglichem Widerstand ein frommer – sogar ein glühender – Katholik. Einige Reste meiner katholischen Prägung haben sich vor allem in ästhetischer Hinsicht erhalten: romanische, gotische und barocke Kirchen und Kathedralen faszinieren mich bis heute und Kirchenmusik (besonders Orgelmusik) berührt mich tief, wie auch Kirchenchöre es tun. Das wäre vielleicht auch ohne meine katholische Jugend so

gekommen, aber ich glaube, daß diese Jahre mein Musikempfinden intensiviert haben, ein Echo gleichsam jener Wonne, die diese Musik damals in mir weckte. Wichtiger war jedoch bei weitem, daß ich infolge jener religiösen Zwangsernährung, der ich unterworfen wurde, von meiner Adoleszenz an bis auf den heutigen Tag gegenüber aller Religion vollkommen gleichgültig geworden bin. Ich bin kein militanter Atheist; es ist mir schlicht egal.

Viel folgenschwerer ist jedoch das tiefe Schuldgefühl, das der in meinem Internat praktizierte fundamentalistische Katholizismus mir und, da bin ich sicher, vielen meinesgleichen einimpfte. Man führte uns ständig unsere sündigen Neigungen vor Augen, warnte uns davor, uns an irgendwelchen *mauvaises pensées* (bösen Gedanken) zu ergötzen, und schickte uns einmal die Woche zur Beichte. Die «*mauvaises pensées*» drehten sich um Sex; dies wurde nie offen ausgesprochen und die Vorstellungen, die wir von Sex hatten, waren für die meisten von uns (auch für mich) vollkommen vage; das Wort «Sex» war unbekannt.

Übrigens entsinne ich mich nicht, irgendwelche Anzeichen von sexuellem Mißbrauch oder homosexuellen Beziehungen gesehen zu haben. Die älteren Jungen waren von einer der Nonnen mächtig eingenommen, die jünger als die anderen und sehr hübsch war (ich mochte sie auch). Einer von ihnen behauptete, sie im Badeanzug gesehen zu haben, was ich bezweifle. Trotz der Unschuld des Ganzen hinterließ es bei uns nachhaltige, undefinierbare Schuldgefühle.

\*

Während kulturelle Identität für die meisten Menschen mit einem «Heimatgefühl» einhergeht, galt das für mich nie. Ich bin gern in Frankreich, aber ich empfinde es ganz bestimmt nicht als ein Ankommen in der «Heimat», wenn das Flugzeug in Roissy landet, wie übrigens auch nicht an irgendeinem anderen Ort der Welt.

Gleichwohl, wenn man mich fragte, was ich unabhängig von irgendwelchen kulturellen Einwirkungen für meine zentrale Identität halte, etwas, das ich zu verleugnen oder aufzugeben nie bereit wäre, würde ich ohne zu zögern antworten: ich bin Jude, wenn auch ein Jude ohne religiöse Bindung und ohne Traditionsbezug, aber einer, der unauslöschlich von der Shoah gezeichnet ist. Letztlich bin ich nur dies.

Die Ironie des Schicksals ist nicht immer komisch. Diese aber ist es in gewisser Weise doch: daß ich, mit meinen europäischen «Wurzeln», meiner französischen Erziehung, meiner Liebe zu vielem, das sich aus ihr ergibt, mein Leben höchstwahrscheinlich in Tarzana, Kalifornien beschließen werde, wo meine Frau Orna und ich jetzt leben und möglicherweise bleiben werden. Das ist, gelinde gesagt, ziemlich paradox.

Zumal Tarzana, während ich dies schreibe, der Ort ist, an dem mich kaum irgend etwas so sehr bewegt wie die israelische Politik. Unmittelbar vor den Wahlen vom März 2015 habe ich, wie so viele andere, einen längst fälligen Wandel erhofft. Es stand auf Messers Schneide, nachdem das nationalreligiöse rechte Lager, das von mehr als fünfzig Prozent der Bevölkerung unterstützt wird, jahrelang die politische Szene beherrscht hatte. Bedenkt man außerdem die zunehmenden Spannungen zwischen dem israelischen Premierminister und dem amerikanischen Präsidenten, sieht man eine Verschlechterung, die teilweise von Israel verursacht wurde, sogar eine Reihe von Provokationen von israelischer Seite. Das erinnert mich an eine Zeichnung des israelischen Karikaturisten Dosh, die vor einigen Jahrzehnten anlässlich einer anderen israelischen Konfrontation mit den Vereinigten Staaten abgedruckt wurde: ein langer Uncle Sam beugt sich zu einem kleinen israelischen Jungen hinab, der einen Kova tembel aufhat (der Junge symbolisiert bei Dosh typischerweise Israel, der Kova tembel ist ein – ebenfalls typischer – Stoffhut,

der seinen Träger albern aussehen läßt). Uncle Sam bietet dem Jungen eine Handvoll Dollarscheine an; der streckt eine Hand zum Geld aus und leitet mit der anderen seinen Pipistrahlf auf Uncle Sams Schuhe.

Heute ist Israel kein kleiner Junge mehr; er hat sich in einen Halbstarcken verwandelt, der sich aber nach wie vor nicht scheut, die Schuhe desjenigen zu bepinkeln, der ihn gegen weite Teile der Welt beschützt.

– 4 –

Meine verschiedenen Identitäten manifestierten sich in einer ganzen Reihe von Namensänderungen. In Prag war ich Pavel, genannt Pavliček, bei meiner Ankunft in Frankreich Paul, Paul-Henri-Marie Ferland im Internat, Shaul nach meiner Ankunft in Israel (wo ich für kurze Zeit auch meinen Nachnamen hebraisierte), dann wieder Säul in Frankreich und schließlich Saul, ein Kompromiß zwischen Paul und Shaul.

Manche Namen, meist die vertrautesten, blieben mir jahrzehntelang verborgen. Der Vorname meiner Mutter war Elli. Ich vermutete (und habe auch bei meinen Onkeln nie nachgefragt), daß es sich um eine Verkleinerung von Elisabeth oder, Hebräisch, Elisheva handelte. Wenn ich Formulare auszufüllen hatte und den Namen der Mutter angeben mußte, trug ich daher mit Selbstverständlichkeit Elisabeth oder Elisheva Glaser ein. Erst als ich vor einigen Jahren an meinem Kafka-Aufsatz schrieb, entdeckte ich, daß eine der Schwestern von Franz, Elli Kafka, in Wirklichkeit Gabriele hieß, was zu «Elle» und, noch üblicher, zu «Elli» verkürzt wurde.

Mein Vater hieß Hans auf deutsch und Jan auf tschechisch; soviel wußte ich. Aber mit Ausnahme seiner Schwester Martha, die in Prag lebte und die ich innig liebte, wußte ich nichts über seine Familie. Ich hatte mich nie erkundigt, ob er in Lemberg (Lwów oder Lwiw)



oder in Prag geboren war. Vor wenigen Jahren entdeckte jemand seinen Geburtsort in der Nähe von Prag und die Namen seiner Eltern: Arnold und Babette. Arnold und Babette? Ich hatte keine Ahnung, und frage mich immer noch, wie der Spitzname meiner Großmutter väterlicherseits, «Babette» (für Barbara?) zustande gekommen war.

Lange Zeit war mir auch einer meiner eigenen Vornamen ein Rätsel. Offiziell hatte man mich folgendermaßen benannt (hier in der französischen Version): [Paul] Henri Félicien (Felician auf deutsch). Félicien war besonders ungewöhnlich (Henri wenigstens war relativ verbreitet). Rein zufällig entdeckte ich den wahrscheinlichen Ursprung von «Félicien» in zwei unzusammenhängenden Lebensphasen. Zuerst erzählte mir mein Kindermädchen Vlasta, als ich mich 1967 in Prag mit ihr traf, daß meine Mutter eine Fehlgeburt hatte, bevor ich auf die Welt kam, und man ihr geraten hatte, nicht noch einmal schwanger zu werden. Das brachte mich an sich nicht weiter, außer, daß ich mich seither immer gefragt habe, ob meine Empfängnis beabsichtigt war oder nicht.

Jahre später, es war 1985 in Berlin, las ich Arthur Schnitzlers *Der Weg ins Freie*, und plötzlich kam die Erleuchtung. In Schnitzlers Roman hat der österreichische Aristokrat Georg von Wergenthin eine Affäre mit Anna Rosner, einer Bürgerlichen, die er liebt. Sie wird schwanger. Georg wird von seinem Bruder Felician ermutigt und unterstützt, und er will den Neugeborenen nach ihm benennen. Anna hat eine Fehlgeburt und Georg verspricht ihr, es werde ein neues Kind geben und wenn es ein Junge wäre, solle es Felician heißen. So entdeckte ich Stück für Stück den literarischen Ursprung meines seltsamen dritten Vornamens und die Ereignisse, die zu seiner Wahl führten.

Die Bücher, die ich während meiner ersten Jahre in Israel las, hätten eigentlich diesen verschiedenen Facetten meines zerstückelten kulturellen Ichs entsprechen sollen. Sie taten es nicht. Obwohl ich irgendwo auf Eugène Fromentins Roman *Dominique* stieß, war es mehr oder weniger alles, was ich an Literatur auf französisch in meiner neuen Umgebung finden konnte (ich weiß nicht mehr, wann ich *Le Grand Meaulnes* zum ersten Mal gelesen habe, wahrscheinlich an meinem Pariser *lycée*). Irgendwann, und auch nur für sehr kurze Zeit, begann ich auf hebräisch zu lesen, nicht in erster Linie israelische Literatur, sondern Übersetzungen: Dostojewskij, Thomas Mann, kurzum, die «großen Werke». Gleichwohl sollte ich erwähnen, daß es mir gelang, Samuel Y. Agnons *Tmol Schilschom* (*Gestern, vorgestern*) auf hebräisch zu lesen, was keine geringe Leistung war.

Ich liebte die «großen Werke» aufrichtig, aber sie waren nicht die Literatur, die ich während dieser Jahre verschlang. Mein Englisch war gut genug und die öffentlichen Bibliotheken versorgten mich mit Romanen und Theaterstücken von inzwischen weitgehend nicht mehr gekannten Autoren – Charles Morgan, Louis Bromfield, A. J. Cronin –, aber auch einiger, die noch nicht gänzlich in Vergessenheit geraten sind, wie Somerset Maugham und J. B. Priestley. Und dann waren da noch Aldous Huxleys *Point Counter Point* (*Kontrapunkt des Lebens*), John Galsworthys *Forsyte Saga* und Richard Llewellyns *How Green was my Valley* (*So grün war mein Tal*). Manchmal wagte ich mich sogar an Höheres: Thomas Hardys *The Return of the Native* (*Auf verschlungenen Pfaden*) und *Jude the Obscure* (*Herzen im Aufruhr*), wie auch an Rilkes *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* und *Briefe an einen jungen Dichter*.

Das soll nicht heißen, daß ich mein französisches «Erbe» aufgegeben hätte: Ich las auf englisch, was ich auf französisch nicht bekom-

men konnte. Ich vertiefte mich in den Existenzialismus (im Henry IV hatte ich mit *L'Existentialisme est un humanisme* (*Der Existentialismus ist ein Humanismus*) von Sartre und *L'Étranger* (*Der Fremde*) von Camus angefangen, vielleicht noch mit einigen weiteren, und las jede Übersetzung der neuen Meister, die ich in die Finger bekam. Kurzum, Nirah, vielleicht sogar Natanya, erhielt seinen ersten existentialistischen Siedler; all das verschwand möglicherweise wieder mit meiner Abreise. Ich entsinne mich nicht, je historische Bücher über Nazi-Deutschland oder den Krieg gelesen zu haben; es kam mir damals schlicht nicht in den Sinn.

\*

Einigen Lesern werden die Memoiren *Wenn die Erinnerung kommt* wie die Beschreibung eines vollständigen Verlustes erschienen sein, auf den das Wiederfinden des Ich und der Aufbau eines normalen Lebens folgte. Ich muß dieses Bild korrigieren oder wenigstens nuancieren. Menschen, die wie ich in ihrer Kindheit unter katastrophalen Bedingungen lebten, mögen sich äußerlich den Anschein von «Normalität» geschaffen haben. Aber wie immer diese Fassade auch gestaltet sein mag, der tiefste Kern ihrer Persönlichkeit wird immer eine Verwundung behalten. Daraus entsteht häufig eine seltsame Dynamik: man kann die Verwundung nicht loswerden, man bessert aber, um sie zu kompensieren, unermüdlich das äußere Bild aus – was nicht viel hilft und dazu führt, daß man sich über viele Jahre verzweifelt anstrengt und doch nie sicher, immer verängstigt ist. Dieses stets wiederkehrende Gefühl stumpft irgendwann ab, aber es hat mich über weite Teile meiner bewegten Existenz als eine Art Generalbaß durch Höhen und Tiefen begleitet. Und so einmalig jede einzelne Lebensgeschichte sein mag, sie kann auch, wenn sie erzählt wird, eine Art Wiedererkennen auslösen.

In meinem Fall machte sich die innere Wunde hauptsächlich in